

Leseprobe

Christian Schärf

# Der Flug der Fledermaus

Essays zu einer allgemeinen Poetik

Christian Schärf

Der Flug der Fledermaus

Essays zu einer allgemeinen Poetik

AISTHESIS VERLAG

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2015  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1110-5  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhaltsverzeichnis

I.	Frühstück im Grünen	
	Das Erotische denken .....	13
	Arbeit am kairós. Zur Rhetorik des Kennenlernens .....	55
	Charisma. Zu Theorie und Geschichte sozialer Spiritualität .....	77
	Frühstück im Grünen. Moderne Kunst und das Schöne .....	101
II.	Leben, wie im Spiegel	
	Diderot und das Paradox des Schauspielers .....	125
	Ordnungen des Zufalls. Heinrich von Kleists literarische Komplexitätsforschung .....	147
	Leben, wie im Spiegel. Friedrich Hebbels Tagebücher .....	169
	Oblomow & Co. Zur Mentalitätsgeschichte der Erschöpfungsmoderne .....	191
III.	Tourist auf der Galeere	
	Tourist auf der Galeere. Arthur Schopenhauers philosophische Initiation .....	215
	Schellings Lichtbild .....	223
	Die Hütte und der Marktplatz. Über Philosophie als Lebensform .....	231
	Der Flug der Fledermaus. Anmerkungen zur Kreativität .....	249

## Das Erotische denken

„Erotik ist die Ekstase des Dilettanten.“  
Carl Einstein, Bebuquin

„Philosophy is much more the wisdom of love than love of wisdom.“  
Pannikar

### 1.

Eine kleine Steinfigur entstieg den zähen Schlammsschichten des Donaufers als längst vergessenes Sexsymbol. Die Ausgräber waren zuerst erstaunt und dann hellauf davon begeistert, was ihnen da aus der Tiefe der Zeiten unverhofft entgegenkam. Solch maximale Verdichtung weiblicher Fülle, konstatierten sie, suche wohl ihresgleichen auf dem Zeitpfeil der Menschheitsevolution vergebens.

Überschwere Brüste, ausladende, mit einer gewaltigen Fettwulst überzogene Hüften, anatomisch überdimensional umgesetzte Schenkel, detailliert ausgearbeitete Schamlippen, ein voluminös modelliertes Hinterteil, der ziselierte Haarschmuck, das fehlende Gesicht – hier ging es dem vom Gestaltungswillen beseelten Steinzeitmann unübersehbar nur um das eine. Dieses kompakte Ding war ihm ultimative Message und technisches Medium zugleich und gleichermaßen. Den Archäologen des ausgehenden 19. Jahrhunderts schien keine andere Deutung angesichts des Gegenstands naheliegender als die libidinöse.

Bei seiner Jagd auf Mammuts und Wollnashörner konnte der Steinzeitjäger die nur elf Zentimeter hohe Plastik in einem Beutel mitnehmen oder an seinen Gürtel hängen. Anscheinend ging man nach ganz praktischen Gesichtspunkten vor; bei manchen der Figurinen

verzichtete man gleich ganz auf den Kopf, und fertigte anstelle des Kopfes eine Öse.

Der Jäger konnte sein steinernes Pin-up-Girl in Ruhephasen als Handschmeichler benutzen oder bei Gefahr als Glücksbringer beschwören. Auf diese Weise blieb ihm der Bezug zur Fruchtbarkeit als einer Nabelschnur zum Lebendigen und als materieller Garant des eigenen Überlebens immer gegenwärtig. Zugleich wurde der Mann an die Wärme spendende Fülle des weiblichen Leibes erinnert, an den in dieser schützenden Masse gesuchten Trost angesichts der öden, frostigen und gefährvollen Welt, die er durchstreifte. Schließlich wurde dieser frühe Freigeist durch die kleine dicke Frau in den unterschiedlichsten Situationen an seine eigene Zeugungskraft, und höchstwahrscheinlich auch an seine unerlässliche Zeugungspflicht erinnert.

Moderne archäologische Forschung würde die These vom Sexsymbol zurückweisen. Aus ihr spricht beileibe kein wissenschaftlicher Blick auf das Objekt. Vielmehr erscheint es als das Inbild einer zweifelhaften Männerfantasie, in der sich der Paläontologe des frühen 20. Jahrhunderts die Eiszeitschönheit nach seinen eigenen Lüsten und Wünschen zurechtlegt und dem Idol seiner scheinbar zeitlosen Begierden schlichtweg das für diese Funktion handelsübliche Etikett anheftet: Venus.

Zwar fehlte dieser Venus der Pelz, mit dem der legendäre Sacher-Masoch zu Zeiten die Habsburger Selbstherrlichkeit aufmischte, doch erschien ihre vulgäre Nacktheit den Zeitgenossen nicht weniger anziehend.

Man stellte sich unsere Vorfahren gern als sexistische Tölpel vor, die, wenn sie gerade nicht die Keule schwangen, sogleich in den Modus der Lüsterheit verfielen. Damit schuf man die garantiert geile Gegenwelt zur hysterischen Verklemmtheit der bürgerlichen Epoche, zumal zur viktorianischen Phase mit ihrer neurotischen Nacktheitsphobie.

Was denn sollte den Steinzeitmann anderes geritten haben als der blanke Trieb? Am Anfang war das Feuer, und dann hieß es Höhle suchen, Feuer machen und am Feuer das mit den Frauen. Bei einer Lebenserwartung von durchschnittlich zwanzig Jahren hatte der barfüßige Jäger zudem gar keine Zeit, Verzicht zu üben oder die Entsagung zu besingen; Scham und all die anderen bürgerlichen Zeitdehnungsneurosen mussten ihm fremd bleiben. Wohl keinem der die

vollschlanke Dame damals über die Taufe hebenden Archäologen wäre anderes in den Sinn gekommen als dem Eiszeitfreier jene Triebgesteuertheit zuzuweisen, die sie sich selbst nicht eingestehen durften.

Zwar wurden in einem Halbradius der Ausbreitung von 3000 Kilometer – von der Wachau bis nach Sibirien – über 200 solcher gut genährter Damen gefunden, und höchstwahrscheinlich verband alle diese XXL-Models eine für die Zeit vor 25 000 Jahren maßgebliche und wohl auch im Sinne der Medienverhältnisse der Zeit populäre Idee.

Doch welcher Art und welchen Inhalts diese Idee gewesen sein soll, ist nicht zu sagen. Anstatt den Zweck eines Sexsymbols zu erfüllen, könnte die plastische Darstellung einer übergewichtigen Frau ohne Gesicht genauso gut als eine vollkommen ironiefreie Feier der Fettleibigkeit verstanden worden sein. Die Ernährungslage auf dem Höhepunkt der letzten Eiszeit war, wie von gut unterrichteten Kreisen zu erfahren ist, meist kritisch und in den seltenen Phasen der Fülle extrem einseitig. Man lebte über Wochen und Monate ausschließlich vom Fleisch und Fett der erlegten Tiere. Die abgekehrten Jäger, die von heute aus betrachtet notorisch unterernährte Langstreckenläufer waren, huldigten unter diesen Bedingungen womöglich vorbehaltlos einem adipösen Ideal des weiblichen Körpers. Die schiere Fülle der Frau gab ihnen die Bestätigung, auf der Jagd erfolgreich zu sein und mit ihrer Nahrungsbeschaffung den Fortbestand der Sippe zu garantieren. Fett markierte den Wohlstand und die Sorglosigkeit der Satten und stand so für eine Utopie, deren Anziehungskraft einzigartig gewesen sein dürfte: sich jener Reserven gewiss zu sein, um den nächsten Tag, die nächste Woche, vielleicht das nächste halbe Jahr zu überstehen.

So könnte es gewesen sein.

Andere Deutungen scheinen nicht weniger plausibel. Die wohlbeliebte Weiblichkeit könnte genauso gut als Talisman gegen den Tod im Wochenbett gedient haben. Vielleicht war sie eine Schutzgöttin der Schwangeren und Gebärenden. Manche gehen noch weiter und behaupten, es werde sich ganz einfach um ein Spielzeug, um eine Puppe gehandelt haben – wobei zu fragen wäre, welche pädagogische Zielvereinbarung hinter dem geschlechtlichen Naturalismus in der letzten Eiszeit gestanden haben mag.

Schließlich und endlich könnten die Figurinen als Herrschaftssymbole des Matriarchats gedient haben, als Bannungsinstrumente für die

Unterdrückung der Männer. Warum sollte die Frau ihre Macht nicht mit der Verkörperung ihrer Leiblichkeit, ihrer Fruchtbarkeit stützen? Die Männer lagen ihr zu Füßen, aber nicht wie einer Liebesgöttin, welche wiederum von Männern selbst geschaffen worden ist, sondern wie einer absolute Autorität verkörpernden und bedingungslose Unterwerfung verlangenden Königin, die mit schierer Körperfülle ihren Herrschaftsanspruch zementierte.

So verführerisch sich diese letzte These auch anhören mag (und so schnurstracks gerade auch sie in eine Männerfantasie hineinführt), als Fazit bleibt ein Ignorabismus – wir wissen es nicht. Wir wissen nicht, was diese Menschen in unvorstellbar weit entrückter Zeit gedacht haben und wir wissen auch nicht, wie ihnen angesichts dieser handtellerkleinen, kugelrunden Pummelchen aus Kalk- und Speckstein zumute war. Nur eine Folgerung dürfte mit Fug und Recht auszuschließen sein: dass diese Figuren *keine* Bedeutung für die damaligen Menschen besessen haben sollten. Die These, dass diese Bedeutung etwas abseits aller sexuellen Symbolik gewesen sein soll, ist bei klarem Verstand nicht aufrecht zu erhalten. Aber was genau diese Idee beinhaltete, worin ihre Symbolik im Sinne zu entschlüsselnder Zeichen bestanden und ob es sich überhaupt um ein Konzept von Symbolik gehandelt hat, bleibt wohl für immer im Dunkeln. Etwas Entscheidendes fehlt, um diese gesichtslosen Dicken tatsächlich zu Sexsymbolen, zu Fruchtbarkeitsfetischen oder zu matriarchalischen Herrschaftsmatronen zu erklären, und dieses Etwas ist die Idee, die sich dahinter oder darin verbirgt und deren Explizierung uns entzogen ist.

Ein kulturelles Zeichen muss einen ideellen, mithin sprachlich artikulierbaren Hintergrund haben, der bekannt ist oder von einer bestimmten Instanz bekannt gegeben wird. Die Eiszeitkunst aber zeigt ganz unvermittelt, dass ohne die geringste Ahnung von der tatsächlichen Einbettung der Figurinen in eine Kulturpraxis keine Symbolik bei ihnen angenommen werden kann – weder eine direkte sexuelle noch eine der Herrschaft. Die Objekte werden nicht nur für den wissenschaftlichen Beobachter zu semantischen Neutra. Ihre Zeichenhaftigkeit ist im Dunkel der Vorgeschichte versunken. Damit sind und bleiben sie Rätsel.

Was aber vermittelt uns die Idee im Bild? Ist es das Bild selber, die Madonna mit dem Kind auf dem Arm, sagt sie uns schon alles, was

sie sagen will und soll? Nein, denn hinter dem Bild steht gerade auch im Rahmen der Madonnenmalerei die Schrift. Jede Madonna ist das Ergebnis einer Auslegung der Schrift.

Für die Figurine aus Willendorf trifft dieser Grundsatz der abendländischen Schriftkultur nun gerade nicht zu, denn zu ihrer Zeit verfügte die Menschheit nicht über das Medium Schrift. Dennoch muss man sie angesichts der Ähnlichkeit der Exemplare und ihres Verbreitungsgrades als das Ergebnis einer Konvention begreifen.

Man könnte diese Konvention mit einer im weitesten Sinne zu verstehenden Behelfsdefinition als einen Versuch bezeichnen, das Erotische zu denken. Wobei zunächst nicht genau anzugeben ist, was das meint: Das Erotische. Bei den Eiszeitfigurinen kann man nur vermuten, dass so etwas wie das Erotische ideell im Hintergrund steht.

Gibt man dieser Hypothese statt, dann lässt sich folgern, dass das Erotische eines der semiologischen Basisphänomene darstellt, eines der ersten Felder, auf denen die Aussäung von Zeichen einem generellen Begehren Gestalt und Richtung gegeben hat. Das Erotische, wie wir es hier verstehen, ist keine verkappte Sexfantasie, sondern ein Zeichen stiftendes Medium, in dessen Gestaltwerdungsprozessen Kultur ihren Anfang nehmen sollte.

## 2.

Bekanntlich gibt es Dutzende von Definitionen des Menschen. Die philosophische Anthropologie sammelt sie und beschäftigt sich danach meist sofort mit der geradezu zwingend erscheinenden Konsequenz ihrer Selbstauflösung. Wie soll man sagen, was der Mensch ist, wenn es unendlich viele gleichermaßen plausible und erfolgreich nebeneinander existierende Erklärungen und Begriffe dafür gibt? Welchen Wert hat eine philosophische Disziplin zur Bestimmung des Menschen, wenn diese Fachrichtung pausenlos neue und andere Attribute hervorbringt, vom homo faber bis zum homo ludens, die sich noch dazu meist gegenseitig ausschließen?

Nietzsches Wort vom Menschen als dem nicht festgestellten Tier trifft die Sache in doppelter Hinsicht. Denn erstens konnte bislang nicht festgestellt werden, was für ein Tier der Mensch ist, und zweitens ist er damit das Tier, das sich nicht feststellen lässt. Ein Wesen, das davon lebt, sein Wesen ständig zu verändern, d. h. anzupassen und



bei dieser Anpassung seine Fähigkeit in dem Sinne zu verfeinern, dass er sie auf eine je bestimmte Weise spezialisiert.

Es ist wohl das Faktum der Nichtfestlegbarkeit, die verwirrende Pluralität in den Möglichkeiten der Selbstbestimmung eines „flexiblen Vielfachwesens“ (Hans Lenk), welche mehr als nur einen Hinweis auf eine Definitionskonstante des Menschen wahrscheinlich erscheinen lassen. Denn eigentlich alles am Menschen – die zahllosen unterschiedlichen Fähigkeiten, die diese vielen verschiedenen Definitionsebenen des Homo sapiens begründen – hat den Anstrich eines Kultur gründenden Aktes, der aus der Notwendigkeit heraus geschieht, die konkrete Umwelt als das ganz und gar Unbestimmte hinter sich zu lassen.

Nicht die triviale Überwindung der Natur ist das Ziel, sondern ihre Erschaffung durch Zeichensysteme. Erst die vom Menschen erschaffene Natur trägt die Anzeichen ihrer Beherrschbarkeit. Als die Philosophie mit Hilfe Kants diese Einsicht gewinnen konnte, ging es mit den Naturwissenschaften unaufhaltsam bergauf.

Der Mensch ist dort, wo er zuerst auftritt und sich einer Welt gegenüber sieht, bereits ein Kulturwesen. Die Dringlichkeit und die aus ihr entspringende Fähigkeit der Einschreibung eigener Zeichen in den Stoff der Welt muss bereits vorhanden gewesen sein, bevor wir vom Menschen sprechen können. In gewisser Weise existiert der Mensch notwendigerweise vor dem Menschen, als Bedingung seiner Möglichkeit.

Wir können uns erst ‚Menschen‘ nennen, wenn wir uns dazu gemacht haben; um das aber zu leisten, muss zuvor ‚der Mensch‘ aus den Zeichen erstanden sein, die ihm zur Verfügung stehen oder die er geschaffen hat. Wie aber und woraus sollte er Zeichen erschaffen, wenn ihm nicht schon der Zeichengebrauch und seine Vermittlungseffekte zu Gebote standen?

Die Zeichen, die der Mensch schafft, sind die, die ihn geschaffen haben. Die aus dieser paradoxen Inauguralthese zu ersiehende Abwesenheit des Anfangs kennzeichnet die Interventionsprozesse der Kultur in die Faktizität des Vorfindbaren. Damit aber ist *der Mensch*, anthropos, als zeichenerzeugter Zeichenerzeuger selber nichts als eine paradoxe Intervention in diese Prozesse. Dieses ironische Aushebelung aller semiologischen Autonomie markiert den Grad der kosmischen Fremdheit des Menschenwesens und umreißt das Bild seines Außenstehens im Horizont alles Existierenden. Mit dem Menschen

kommt das Fremde in die kosmischen Abläufe, ein sich selbst von Anfang an als ex-sistent, nämlich: aus den Dingen herausstehend erlebendes Wesen, dessen Fremdheitsmal die Zeichenpotenz des Benennens selber ist.

### 3.

Nach dieser Paradoxie des Ursprungs ist es denkerisch unmöglich, in einen Zustand vor der Kultur, vor dem Einsatz von Zeichensystemen zu gelangen. Jegliche Bestimmung eines solchen Zustands kann nur wiederum mit den Mitteln eines Zeichensystems vorgenommen werden und vermag nichts als immer nur wieder Modelle des Zeichengebrauchs freizulegen und zu bestimmen.

Kultur kann demnach gar nicht das Gegenteil von Natur sein, sie ist vielmehr als ihre Voraussetzung anzusehen. Kultur heißt nicht nur, die Umwelt zu bearbeiten, sondern die Welt zu erschaffen und mit ihr den Menschen.

Kultur wäre somit eine kognitive Kapazität, die das Auftreten der Zeichenverwendung umfasst und jeweils näher bestimmt. Bevor es den Menschen geben kann, muss schon Kultur sein, müssen schon Zeichensysteme zum Einsatz kommen, die eine Welt in den Stand der Bedeutsamkeit heben. Welches aber, so wäre zu fragen, sind die ursächlichen Felder, auf denen dieser Einsatz der Zeichen vor aller Zeichenpraxis Anwendung finden konnte?

Man könnte vor dem Hintergrund dieser Frage dem hoch ausdifferenzierten Kulturbegriff der Jetztzeit eine wesentliche Facette hinzufügen. Die entsprechende These besagt, dass das Zeichenfeld der Kultur auf einigen wenigen präsemiologischen Operationen beruht, deren spontanen Genesen den bewussten Zeichengebrauch des Kulturwesens Mensch allererst entstehen lassen.

Diese präsemiologischen Prozesse setzen ein, wenn der Mensch das Land nicht mehr nur als unverständliche, feindliche Wildnis betrachtet, sondern ihm seine Gesetze und seine Möglichkeiten abmerkt, es sich aneignet, es bestellt und ihm damit erste Zeichen seines Verstehens (seines Intervenierens) eingräbt. Diese Prozesse beginnen ferner, wenn der Mensch den Tod nicht nur gleichgültig als unbegreifliches Ende eines Anderen hinnimmt, sondern darin den gesamten Umfang und die genuine Disposition der Existenz erblickt, seiner eigenen und